


WILLI
JASPER

ZAUBER
BERG
RIVA

 Matthes & Seitz Berlin

Erste Auflage Berlin 2011

Copyright © 2011

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten.

© für die Abb. auf Seite 172: KEYSTONE/Thomas-Mann-Archiv

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-88221-623-3

www.matthes-seitz-berlin.de

Inhalt

I. RIVA

<i>Hans Castorps »Italienblick«</i>	7
<i>Hades und Sanatorium</i>	16
<i>Der Bruderstreit im Ruderboot</i>	33

II. GÖTTINNEN

<i>Im Zeichen der Venus</i>	51
<i>Die tragische Komödiantin</i>	75
<i>»Ins Weibliche übersetzen«</i>	86

III. KAFKAS TRÄUME

<i>Nachruf auf eine Badeanstalt</i>	97
<i>Luftschiffe</i>	105
<i>Der Jäger vom Gardasee</i>	115

IV. APOLLON ODER DIONYSOS?

<i>Freuds Herzschwäche</i>	133
<i>Ehekrise und »Verrohung der Theaterkritik«</i>	144
<i>»Irrenhaus Österreich«: Der Fall Girardi</i>	158
<i>Männerakte im Freien</i>	164

V. WOHLLAUT ODER WEHKLAGE?

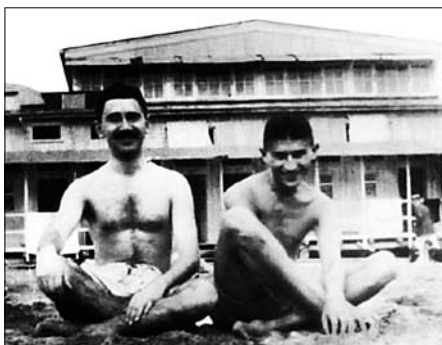
<i>Galgenlieder</i>	173
<i>»Jesus des kleinen Mannes«</i>	180
<i>Seelenzauber und rohe Männerstimmen</i>	189
<i>»Musik ist dämonisches Gebiet«</i>	201

VI. SEHNSUCHT UND TOD

<i>Untergang des Abendlands?</i>	219
<i>Principe di Monteneveso –</i> <i>Der Fürst vom »Schneeberg«</i>	235
<i>Visconti und der Zauberer</i>	244

<i>Quellen und Literatur</i>	255
------------------------------	-----

<i>Personen</i>	267
-----------------	-----



Unheimliche Moderne:

*Schiffe in der Luft (Plakat der Luftschau in Brescia, »Circuito Aero«)
und Franz Kafka in der Badeanstalt (mit Otto Brod, 1909)*

III. KAFKAS TRÄUME

Nachruf auf eine Badeanstalt

Als Heinrich Manns Roman *Die kleine Stadt* erschien, in dem Riva als romantisches Erlebnis des »Fortschritts« gefeiert wird, zeigten sich auch im Hartungschens Sanatorium »fortschrittliche«, moderne Veränderungen. Bereits 1907 hatte Christoph von Hartungen die Leitung des Unternehmens an seinen ältesten Sohn Erhard übergeben, der noch im gleichen Jahr das neue Kurhaus »Villa Belriguardo« direkt am Gardasee errichten ließ. Die alten »Christoforo«-Villen wurden aufgegeben, und 1909 erfolgten großflächige Anbauten, um die vollständige Verlagerung des Sanatoriums an das Seeufer vorzubereiten. Das Zentrum der neuen Anlagen bildete die Wasserheilanstalt, die aus zahlreichen »Lufthütten« jeweils für zwei Personen und einer Liegehalle unmittelbar am Strand bestand. Die »Villa Belriguardo« war nicht nur Kurhaus, sondern bot einschließlich des Nebentrakts maximal fünfzig Gästen auch die Bequemlichkeiten eines Luxushotels: südlicher Seeblick aus fast allen Zimmern, elektrisches Licht, Zentralheizung, Musikzimmer, Konversationsraum, Bibliothek, Arbeitsräume und Spieltische. Die Umbauten und Erneuerungen sollten in erster Linie zur Steigerung des Komforts und Modernisierung der medizinischen Einrichtungen führen, weniger zur Erhöhung der Auslastung. Die Zahl der Sanatoriumsgäste hatte sich seit der Jahrhundertwende zwar fast verdoppelt, doch auch für die Hauptsaison des Jahres 1909 (Mai bis Oktober) erwartete die Familie von Hartungen insgesamt nicht mehr als etwa dreihundert Stammgäste, die sich für jeweils vier- bis sechswöchige Kuren angemeldet hatten. Darüber hinaus war man allerdings auch auf Tagesbesucher eingerichtet, welche die »Lufthütten« am Strand benutzen wollten, aber kein Luxuszimmer in der

»Villa Belriguardo« gebucht hatten. Betreuer dieser Besucher war damals Christl von Hartungen, der 1908 und 1909 seinen Bruder Erhard als Assistenzarzt unterstützte. Die relative Exklusivität des Hartungschens Sanatoriums erklärt sich vor allem durch den homöopathischen Reformanspruch und einen Ausschluss von Tuberkulosekranken.

Anfang September des Jahres 1909 gehörten auch drei junge Prager Freunde zu den Tagesgästen. Verbunden durch ähnliche kulturelle und literarische Interessen, verbrachten sie einige, gemeinsame Urlaubstage am Gardasee: der 26-jährige Franz Kafka, der 25-jährige Max Brod und dessen vier Jahre jüngerer Bruder Otto. Obwohl sich alle drei als Literaten fühlten, gaben sie als »Beruf« ihre bürgerlichen Broterwerbstätigkeiten an. Kafka stellte sich als Versicherungsangestellter vor, Max Brod als Mitarbeiter der Prager Postdirektion und Otto Brod als Banklehrling. Doch Christl von Hartungen wusste mehr, er hatte Max und Otto Brod bereits im Vorjahr kennengelernt, als sie das erste Mal in Riva weilten. Damals hatte Otto Brod auch den anwesenden Heinrich Mann getroffen, wie ein Foto dokumentiert, auf dem beide in touristischem Outfit auf einem Segelboot posieren. Der berühmte Dichter hatte das Foto gönnerhaft signiert: »Nichts kann einem Schriftsteller so wichtig sein wie die Liebe der Jungen, die sich noch nicht oft hingegeben haben«. Der 17 Jahre jüngere Otto Brod fühlte sich sehr geehrt – sollte selbst jedoch erst drei Jahrzehnte später unter tragischen Umständen im »Künstler-KZ« Theresienstadt als »Schriftsteller« wahrgenommen werden. Dort schrieb er zwei Schauspiele, von denen *Der Erfolg des Kolumbus* noch vor seiner Deportation nach Auschwitz aufgeführt wurde.

Max Brod zählte gleichfalls zu den frühen Anhängern Heinrich Manns. Über die Riva-Begegnung seines Bruders Otto mit dem verehrten Autor berichtet er: »Wie beglückend, dass mein Bruder zugleich auch durch Zufall den

Dichter antraf, der für uns nichts anderes als eine südlich-mythische Figur, einen Exorzisten der Leidenschaft darstellte. Das Sanatorium Hartungen war der Ort der Begegnung. Dort mag mein Bruder dem Verehrten von unserer gemeinsamen Schwärmerei erzählt haben.« Auch wenn Max Brod gehofft haben sollte, selbst ein Jahr später in Riva ebenfalls Heinrich Mann zu treffen – auf eine gönnerhafte Anerkennung durch ihn als Schriftstellerkollege war *er* indes nicht mehr angewiesen. Nach der Veröffentlichung von mehreren Novellenbänden war es ihm 1908 mit dem Roman *Schloß Nornepygge* gelungen, in die Reihe der bekannten Persönlichkeiten der deutschsprachigen Literatur aufzurücken. Vor allem in Berlin hatte man diesen Roman enthusiastisch als Meisterwerk des Expressionismus gefeiert.

Franz Kafkas persönliche Motive für einen Urlaub am Gardasee sind nicht ganz deutlich. Ein mögliches Treffen mit Thomas Mann hätte ihn vielleicht interessiert – eine Begegnung mit dessen Bruder Heinrich wohl weniger. Das italienische Grenzgebiet war ihm bisher noch keine Reise wert gewesen – obwohl sein Arbeitgeber, die »Assicurazione Generali«, in Triest ihren Hauptsitz hatte. Anders als sein Freund Max Brod befand Kafka sich als Schriftsteller noch in den Anfängen. Zwar waren zwischen 1905 und 1907 schon kürzere Textsammlungen wie *Beschreibung eines Kampfes* oder *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande* entstanden, und im März 1908 hatte die Zeitschrift *Hyperion* acht kleine Prosastücke von ihm veröffentlicht, doch Kafka selbst beklagte seine »Unfähigkeit« zu etwas Größerem. Die gemeinsame Reise in den Süden ging vermutlich von dem im Sommer 1909 geäußerten Vorschlag Max Brods aus, einen literarischen »Zweikampf« durchzuführen. Mit der Idee, ein gemeinsames Reiseerlebnis der konkurrierenden essayistischen Betrachtung zu unterziehen, wollte er Kafka aus seiner Lethargie reißen.

Am 4. September 1909, einem Sonnabend, trafen sich Franz Kafka und Max Brod auf dem Prager Hauptbahnhof, um in der Mittagszeit mit dem Schnellzug nach München zu fahren. Otto Brod konnte die Reise erst einen Tag später antreten. Auf dem Bahnsteig, so die Erinnerung von Max Brod, habe er dem Freund »ein kleines braungebundenes Notizbuch« überreicht und erklärt: »Wir werden parallele Reisetagebücher führen.« Kafka habe seinen Vorschlag »begeistert« aufgegriffen. In München müssen die Freunde den um 22.50 Uhr abgehenden Nachtzug nach Venedig genommen haben, der gegen 2 Uhr morgens Innsbruck erreichte. Dann ging es weiter mit der Brennerbahn bis Mori und von dort schließlich mit der Lokalbahn noch eine kurze Strecke bis Riva. Völlig übermüdet und erschöpft kamen Kafka und Max Brod am 5. September gegen 10 Uhr an ihrem Reiseziel an und ließen sich in die reservierten Betten der »Hotel-Pension Riva« fallen, die den Brüdern Brod schon im Vorjahr als »deutsches Haus von altbewährtem Ruf« mit »Wiener Küche« und »Tiroler Weinen« empfohlen worden war. Auch wenn die Prager Freunde sich kein Zimmer im vierstöckigen, herrschaftlichen Hauptgebäude auf der Piazza Giardino (heute Piazza Battisti) leisten konnten, sondern in einem der einfacheren Nebentrakte in der Viale della stazione (heute Viale della liberazione) direkt am Bahnhof untergekommen waren, bot sich ihnen dort ebenfalls ein südlich-romantischer Ausblick auf Palmen und Magnolien.

Am nächsten Tag, nach dem Eintreffen von Otto Brod, machten sie zu dritt ihren ersten Besuch in den öffentlichen »Bagni alla Madonnina«. Zwar war der etwa ein Kilometer lange Weg über die befahrene und staubige Ponalestraße, die von Riva in das Ledrotal führte, in der Sonnenhitze lästig – doch man wurde für diese Strapaze reichlich entschädigt. Die Badeanstalt lag malerisch unterhalb der Straße in einer Felsenbucht, in der sich auch »funkelnde« Eidechsen

sonnten. Max Brod hat hier »die friedlichsten Stunden« seines Lebens verbracht, wie er sich später erinnerte:

»Friedlich war es zu jener Zeit überall, im Gehen und im Stehn, wo immer man sich bewegte; aber am friedlichsten im Liegen auf den alten rissigen, von der Sonne durchglüh-ten Steinen und Brettern der Badeanstalt mit dem klang-vollen Namen *Bagni alla Madonnina* unterhalb der Ponale-straße bei Riva. Schon den heißen staubigen Weg bis zum Bad marschierte man in der frohen Erwartung der Ausru-hestunden. Dann ging es seitlich abwärts zum Seespiegel hi-nab. Unter Weinblattlauben trat man in den Schatten. Ein alter Ölbaum glänzte silbern. Eidechsen liefern über den Weg. Wir bildeten uns damals ein, eine Eidechse sei auch das Wappen der Stadt Riva, denn überall lagen die klugen zierlichen Tierchen im Halbschlaf, erstarrten gleichsam in der Wonne der Sonnenwärme, hoben das flinke Köpfchen, wenn man näher kam, schlüpfen sie rasch vorbei. Trägheit und Frische vereint, Genuss und Gesundheit zugleich – es könnte für unser Bad kein besseres Symbol geben, kein bes-eres für das Arbeitsjahr, das wir durch die Verjüngungskraft des reinen Gardawassers vorzubereiten gedachten [...]. Wie lud das alles zur Ruhe ein! Wie war es heiter, sorglos, gütig und in Gottes Hand! Man zählte die Stunden nicht, die man hier an der Schwelle von Natur und Menschenwelt, von Land und Wasser verbrachte; hier schied sich nichts, durch die Ritzen der Bretter, auf denen man lag, blickte man lange, lange ins blaugrüne, klare Wasser und sah die Millionen winziger strichförmiger Fischlein vorüberziehen. So ging auch das Denken in Träumen über, der Traum in Weisheit. Nur gegen Mittag, ganz regelmäßig, kam der Gardaseewind, die Ora, schüttelte die Wasserfläche zu Wel-len, stieg an, spielte Sturm. Dann schlugen schön und me-lodisch die Glocken von den Türmen Rivas. Der würdige Besitzer der Badeanstalt ließ erst seine Rede ertönen: E mez-

zogiorno, signore – und wir freuten uns über den schönen italienischen Wortklang.«

Der symbolträchtige *Nachruf auf eine Badeanstalt*, der 1926 im *Prager Tagblatt* erschien, war nahezu eine naturreligiöse Verklärung des Gardasees zum »Diesseitswunder« und zugleich eine Eloge auf den messianischen Freundschaftsbund des Autors mit dem zwei Jahre zuvor verstorbenen Franz Kafka. Erkennen lässt dieser Artikel aber auch eine gewisse Nähe Max Brods zu der Naturmystik des Kulturphilosophen Carl Dallago, den er in jenen Septembertagen des Jahres 1909 in den »Bagni alla Madonnina« traf. Dallago tauchte, wie es in Brods Artikel heißt, mit seinem »kraftvollen bronzebraunen Leib aus dem Wasser« auf und setzte sich zu den jungen Prager Badegästen.

Der 1869 in Bozen geborene Dallago, ein gelernter Kaufmann, lebte nach der Jahrhundertwende als freier Schriftsteller zunächst in Riva und nach einem kurzen Münchener Aufenthalt wieder am Gardasee – in Nago, oberhalb Torboles. Schon seine ersten Gedichte spiegelten die lebenslange zivilisationskritische Grundüberzeugung, sich von der christlichen Moral und scholastischen Vernunft befreien zu müssen. Der Heuchelei und Korruption in der urbanen Gesellschaft zu entfliehen, erschien ihm nur durch den Rückzug in ein naturgemäßes Leben möglich. Die Brüder Brod und Kafka waren – wie viele andere junge Literaten damals auch – fasziniert von Dallagos Persönlichkeit und seiner antibürgerlichen Existenz, die er als meditierender Wanderer in den Südtiroler Bergen eindrucksvoll verkörperte. In den 1909 am Gardasee mit der Prager Gruppe geführten Gesprächen schien Dallago hauptsächlich an Max Brod interessiert. Kafka hat er merkwürdigerweise kaum wahrgenommen. Es ist zu vermuten, dass Brod als Mitarbeiter der von Dallago und dessen Mentor Ludwig von Ficker geplanten Kulturzeitschrift *Der Brenner* gewonnen werden sollte. Mit

dem symbolischen Namensbezug auf die kulturgeografische Schnittstelle zwischen Deutsch-Österreich und Italien konnte sich diese Halbmonatsschrift, deren erste Ausgabe im Juni 1910 erschien, als ein mitteleuropäisches Ideenforum entwickeln, das beide Weltkriege überdauern sollte.

Der Organisator und Finanzier des Projektes, Ludwig von Ficker, vertraute anfangs darauf, dass Carl Dallagos »impulsives künstlerisches und geistiges Temperament allein« schon ausreiche, um »ein Unternehmen dieser Art« mit »Aussicht auf Erfolg« zu versehen. Und in den ersten Jahren prägte Dallago tatsächlich mit seiner an Nietzsche und Laotse orientierten antibürgerlichen Kritik der traditionellen Institutionen unverkennbar die Linie des *Brenners*. Sein Motto lautete: »Der Gesellschaft opfern und Philister werden, oder sein Leben leben und vielleicht ein Meister werden und zugrunde gehen.« Obwohl Dallago sich in seinen *Kulturellen Streifzügen eines Einsamen* als der große Einzelgänger stilisierte, suchte die *Brenner*-Redaktion die Verbindung mit anderen österreichischen Avantgardekreisen, so auch mit Karl Kraus. Und erstaunlicherweise empfand der *Fackel*-Herausgeber, der in der Regel alle Annäherungsversuche zurückwies, den *Brenner* nicht als Konkurrenz, sondern bemühte sich um Zusammenarbeit. Als später nicht nur die expressionistische Lyrik von Else Lasker-Schüler und Georg Trakl, sondern auch der katholische Existenzialismus eines Theodor Haecker im *Brenner* zu Wort kamen, zog sich Dallago wegen dieser »christlich-religiösen Fehlentwicklung« enttäuscht zurück. Mitte der zwanziger Jahre begann er fast zeitgleich mit seinen öffentlichen Polemiken gegen Mussolini eine intensive Korrespondenz mit dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber. 1926 flüchtete er vor den italienischen Faschisten nach Nordtirol und erhielt die österreichische Staatsbürgerschaft. 1931 brach Dallago definitiv mit dem *Brenner*-Herausgeber Ludwig von Ficker – traf

ihn aber noch einmal kurz vor seinem Tod im Jahre 1949 zu einer Aussprache. Nach dem nationalsozialistischen »Anschluss« Österreichs war Dallago als Publizist verstummt. Er verdiente seinen Lebensunterhalt als Bauschreiber und arbeitete zurückgezogen an seinem letzten großen Werk *Der Begriff des Absoluten*, das posthum (1964) erschien.

Offensichtlich ist es Dallago 1909 in Riva nicht gelungen, Max Brod für das *Brenner*-Projekt zu gewinnen – vermutlich war das Programm der geplanten Zeitschrift noch zu undeutlich. Trotz großem Respekt vor der antibürgerlichen Unabhängigkeit des Südtirolers schreckte dessen alternative Lebensform im Konkreten doch ab. Dallago »hause« auf den Holzpritschen der Bagni, kommentierte er später. Überreden konnte Dallago die Prager Freunde aber zu einem gemeinsamen Ausflug zum Castel Toblino im Sarcatal. Sachkundig wusste er darüber informieren, dass die Ursprünge dieses idyllischen Wasserschlosses nicht in der mittelalterlichen Festungstradition zu sehen seien, sondern im antiken Tempelkult für Natur- und Schicksalsgöttinnen. Eingebettet in eine üppige Vielfalt der Flora und Fauna – mit seltenen Wasservögeln, Olivenbäumen, Zitronen, Rosmarin oder Lorbeer –, machte das Castel auf die Besucher den Eindruck eines heiligen Biotops.

Am nächsten Tag – es war der 9. September – waren die drei Freunde zu einem Treffen mit Christl von Hartungen in der neuen Wasserheilanstalt des Sanatoriums verabredet. Christl, der Max und Otto Brod bereits aus dem Vorjahr kannte, war nun vor allem gespannt auf die Begegnung mit dem angekündigten Schriftsteller Franz Kafka. Er hatte zwar von dessen besonderer menschlichen Sensibilität und bescheidenen Zurückhaltung gehört – wurde aber dennoch von der geheimnisvollen Aura des Autors überwältigt. Kafka strahlte etwas Besonderes aus, das ihn von seinen beiden Begleitern abhob. Christl konnte sich später noch sehr ge-

nau an den modischen Anzug, das weiße Hemd und die korrekt gebundene Fliege Otto Brods erinnern und auch an die vornehme Bohème-Gestalt des Bruders Max, der einen lässig nach hinten geschobenen Strohhut trug – nicht aber an die Kleidung Kafkas. Von ihm blieb allein der Gesamteindruck seiner faszinierenden Erscheinung haften. Er war ein schmaler, hoch gewachsener Mann mit großen dunklen Augen unter dichten Brauen, einer auffälligen Nase und schwarzen über der Stirn zurückgekämmten Haaren. Den Mund umspielte ein melancholisches Lächeln, das von den sensiblen Muskelbewegungen der sonnengebräunten Wangen gesteuert wurde. Kafka machte auf sich aufmerksam, ohne ein Wort zu sprechen.

Luftschiffe

Die Vorinformationen, die Christl von Hartungen über Kafka hatte, stammen offensichtlich von Max Brod, denn der scheint ihm berichtet zu haben, dass die beiden Autoren einen Wettstreit um das beste Reisefeuilleton verabredet hatten. Und so war es kein Zufall, dass Christl ihnen gleich nach Ankunft in der Wasserheilanstalt am Gardasee die aktuelle Ausgabe der Zeitung *La Sentinella Bresciana* vorlegte, in der über die Eröffnung der internationalen Flugschau (»Circuito Aero«) in Montichiari bei Brescia berichtet wurde. Brescia, die zweitgrößte Stadt der Lombardei, war und ist nicht nur wegen der erhaltenen Bauwerke, die Aufschluss über die Entwicklung der einzelnen historischen Epochen seit der Antike geben, berühmt, sondern auch wegen der langen und vielfältigen Tradition von Theater- und Konzertaufführungen, historischen Festen und Sportveranstaltungen. Zu letzteren gehörten auch Autorennen und Flugtage. Um den Ruf als aufstrebende Industrieregion zu festigen

und sich gegen die Konkurrenten Mailand und Bologna als Veranstalter von Autorennen zu behaupten, plante der Gemeinderat von Brescia vom 8. bis 20. September 1909 auf dem Aerodrom von Montichiari die erste internationale Luftschau Italiens. Vorbild und Ansporn war die nur wenige Wochen zuvor im französischen Reims durchgeführte Flugwoche. Doch wie schon für die Veranstaltung in Reims war auch für Brescia die Bezeichnung »international« etwas hochgestochen. Mit Ausnahme des Amerikaners Glenn Curtiss kündigte das Programm ausschließlich französische und italienische Piloten an. Die neben Curtiss und Louis Blériot wohl bekanntesten Flieger waren Henri Rougier und Graf Henri de la Vaulx (Frankreich) sowie Mario Calderara und Mario Facciolo (Italien). Für den schnellsten Flug über eine Strecke von fünfzig Kilometern sollte der »Große Preis von Brescia« verliehen werden. Daneben waren aber auch kleinere Auszeichnungen vorgesehen: ein »Modigliani-Preis« für den höchsten Flug oder der »Internationale Passagierflugpreis« für den schnellsten Lufttransport über eine Distanz von zehn Kilometern.

Während Kafka diese »sensationellen« Ankündigungen mit großem Interesse studierte, schien Max Brod bereits über die wesentlichen Fakten informiert zu sein. Er war mit den aktuellen Ereignissen im Fliegermilieu vertraut – hatte er doch erst kürzlich in der Berliner Wochenschrift *Die Gegenwart* über den spektakulären Flug Louis Blériots von Calais nach Dover berichtet. Anlass seines Artikels war die Streitfrage, wann Blériot während seiner Kanalüberquerung wohl »am glücklichsten« gewesen sein mochte. Brod konnte diese Frage nicht eindeutig beantworten, sondern reflektierte generell über Einsamkeit und Glück des erfolgreichen Piloten. Offensichtlich hatte er aber geplant, diese Gedanken durch eine Teilnahme an der Flugschau von Brescia zu vertiefen und Kafka dabei einzubinden. Damit war auch das Thema für

den verabredeten literarischen Wettstreit vorgegeben. Kafka stimmte sofort zu, auch Otto Brod hatte keine Einwände, und so nahm man gern Christl von Hartungens Angebot an, den Ausflug zu organisieren. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages, also am 10. September, fand sich die Reisesgruppe auf der Piazza Benacense in Riva ein, um an der Anlegestelle das Dampfschiff nach Desenzano zu besteigen. Die Fahrt zum Südende des Gardasees mit Zwischenstationen in Torbole, Limone, Gargnano und Malcésine dauerte etwa viereinhalb Stunden. Für die anschließende Bahnfahrt von Desenzano nach Brescia benötigten sie noch einmal zwei Stunden und erreichten am späten Nachmittag ihr Ziel. Kafka notierte später in sein Tagebuch, dass er anlässlich ihres Spazierganges in Brescia noch »am hellen Tag« Geldmünzen an bettelnde Kinder verteilt hätte. Über den weiteren Verlauf der Ereignisse in Brescia und Montichiari haben Franz Kafka und Max Brod in sich ergänzenden und zum Teil aber auch sich widersprechenden Essays berichtet.

Kafkas Artikel *Die Aeroplane in Brescia* wurde in gekürzter Form bereits am 29. September 1909 in der deutschsprachigen Prager Zeitung *Bohemia* abgedruckt, während Max Brods umfangreichere Reportage *Die Flugwoche in Brescia*, nach Ablehnung durch die *Neue Rundschau*, erst im März 1910 in der *Gegenwart* erscheinen konnte. Schon im Bericht über die Ankunft in Brescia und in der Beschreibung der zugewiesenen Unterkunft zeigen sich unterschiedliche Sichtweisen der Autoren. »Brescia war überfüllt«, heißt es bei Brod. »Da wir sehr sparen mussten, übernachteten wir schließlich in einem Zimmer, das wir für eine Räuberhöhle hielten und in dessen Fußbodenmitte ein kreisrundes Loch in die darunter liegende Wirtsstube blicken ließ. Wir glaubten, jeden Augenblick müsse Sparafucile (so heißt der gedungene Mörder in Verdis Oper *Rigoletto*, W.J.) bei uns eintreten.« Kafka hatte eine etwas andere Vision, deren

Ausformulierung allerdings der Redaktionsschere zum Opfer fiel: »Die Herberge, in die wir gewiesen werden, scheint uns auf den ersten Blick die schmutzigste zu sein, die wir je gesehen haben, aber es ist bald gar nicht mehr übertrieben arg. Ein Schmutz, der nun schon einmal da ist, von dem nicht mehr gesprochen wird, ein Schmutz, aus dem unser Wirt hervoreilt, stolz für sich, demütig für uns, immerfort die Ellbogen rührend und mit den Händen (jeder Finger ist ein Kompliment) über sein Gesicht neue und neue Schatten werfend, mit lauter Beugungen des Körpers, die wir alle später auf dem Flugfeld z.B. an Gabriele d'Annunzio wieder erkennen; wer hätte, muss man fragen, gegen diesen Schmutz noch etwas auf dem Herzen?«

Am Morgen des 11. September sind die merkwürdigen Nachtvisionen vergessen, und die Freunde erreichen mit der Lokalbahn das Flugfeld von Montichiari, wo sich bereits mehr als 40 000 Schaulustige erwartungsvoll drängeln. Vor Beginn der Veranstaltung und in den Pausen stellen sich die Repräsentanten der italienischen Gesellschaft auf den Tribünen zur Schau. »Man begrüßt einander, verneigt sich, erkennt einander wieder, es gibt Umarmungen, man steigt die Treppen zu den Tribünen hinauf und hinab. Man zeigt einander die Principessa Laetitia Savoie Bonaparte, die Principessa Borghese, eine ältliche Dame, deren Gesicht die Farbe dunkelgelber Weintrauben hat, die Contessa Morosino. Marcello Borghese ist bei allen Damen und keiner, er scheint von der Ferne ein verständliches Gesicht zu haben, in der Nähe aber schließen sich seine Wangen über den Mundwinkeln ganz fremd. Gabriele d'Annunzio, klein und schwach, tanzt scheinbar schüchtern vor dem Conte Oldofredi, einem der bedeutendsten Herren des Komitees. Von der Tribüne schaut über das Gelände das starke Gesicht Puccinis mit einer Nase, die man Trinkernase nennen könnte.« Kafkas forschende Augen entdecken in der Menge, so-

weit es ihm die sperrigen, modischen Damenhüte erlauben, aber nicht nur die Prominenz des europäischen Hochadels, sondern auch »ungeheure in ihren Wägelchen fett gewordene Bettler«, die ihm ihre Arme »in den Weg strecken«.

Während Brod sich mehr als professioneller Reporter verstand und mit seinen impressionistischen Bildern den Eindruck zu erwecken versuchte, er habe die gesamte »Flugwoche« (so auch die Überschrift) erlebt und ausgewertet, konzentrierte sich Kafka auf literarische Miniaturaufnahmen des Zusammenspiels von Mensch und Maschine. Der Mensch ist für ihn in diesem Zusammenhang »klein und einsam«. Glenn Curtiss, der Gewinner des Großen Preises von Brescia, kommt nur schemenhaft in den Blickwinkel und verschwindet gleich wieder. Kafka widmet ihm nur wenige Zeilen: »Kaum sieht man hin, schon fliegt er von uns weg, fliegt über die Ebene, die sich vor ihm vergrößert, zu den Wäldern in der Ferne, die jetzt erst aufzusteigen scheinen. Lange geht sein Flug über jene Wälder, er verschwindet, wir sehen die Wälder an, nicht ihn. Hinter den Häusern, Gott weiß wo, kommt er in gleicher Höhe wie früher hervor, jagt gegen uns zu; steigt er, dann sieht man die unteren Flächen des Biplans dunkel sich neigen, sinkt er, dann glänzen die oberen Flächen in der Sonne. Er kommt um den Signalmast herum und wendet, gleichgültig gegen den Lärm der Begrüßung, geradeaus dorthin, von wo er gekommen ist, um nur schnell wieder klein und einsam zu werden.« In gewisser Weise setzt Kafkas Text die *Beschreibung eines Kampfes* fort. Auch der Rekordflieger Louis Blériot ist kein strahlender Held, sondern ein ohnmächtiger Existenzkämpfer. »Was geschieht denn hier? Hier oben ist 20 M. über der Erde ein Mensch in seinem Holzgestell verfangen und wehrt sich gegen eine freiwillig übernommene unsichtbare Gefahr. Wir aber stehn unten ganz zurückgedrängt und wesenlos und sehen diesem Menschen zu.« Und die Beschreibung

des startenden Doppeldecker-Piloten Henri Rougier gleicht schon jenen grotesk-kafkaesken Szenen, wie sie typisch sind für die späteren Romane: »Rougier sitzt an seinen Hebeln wie ein Herr an einem Schreibtisch, zu dem man hinter seinem Rücken mit einer kleinen Leiter kommen kann.«

Das Ende des Fluges und des Tages erleben die Freunde nicht mehr in Montichiari. »Wir bekommen glücklich einen Wagen«, schreibt Kafka, »der Kutscher hockt sich vor uns nieder (einen Kutschbock gibt es nicht) und endlich wieder selbständige Existenzen geworden, fahren wir los.« Da die Hotelübernachtung nach ihrer Ankunft in Brescia sehr unangenehm war, bemühen sie sich bei der Rückfahrt um ein Quartier im Hafen von Desenzano. Doch die Nacht dort war noch schlimmer, wie Max Brod sich erinnerte. Sie wurden von Wanzen, die sich hinter Heiligenbildern versteckt hatten »auf die Straße getrieben« und »fröstelten auf den Bänken am Quai des Sees dem Morgen entgegen.« Sie nahmen den ersten Dampfer nach Riva, erholten sich ein wenig am Badestrand und fuhren am nächsten Tag, dem 13. September, zurück nach Prag. Nun begann der »Wettkampf« zwischen Kafka und Max Brod am Schreibtisch. Während Kafka sich – nur gestützt auf seine eigenen Notizen – gleich an die Reinschrift des Textes machte, wertete Max Brod zunächst noch die von Christl von Hartungen nach Prag geschickten italienischen Zeitungsberichte über die späteren Flugereignisse, also über den Zeitraum vom 12. bis 20. September, aus.

Was hatte man versäumt? Vor allem natürlich das pomp-hafte Finale am 20. September mit der Verleihung des Gro-ßen Preises. Dazu war eigens der italienische König Vik-tor Emanuel III. mit Gefolge angereist und hatte es sich nicht nehmen lassen, den Siegern persönlich zu gratulieren. Eine weitere Sensation war der majestätische Aufstieg des Flugschiffes »Zodiac III«. Nach mehreren aus Witterungs-

gründen abgebrochenen Starts und einem kurzen Testflug, erhob sich schließlich das vom Grafen Henri de la Vaulx gesteuerte riesige Luftschiff am 16. September doch noch zu einem offiziellen Rundflug in den Himmel. Zuschauer und Reporter fühlten sich an Szenen in den utopischen Romanen eines Jules Verne erinnert. Theatralisch hantierten der Graf und sein Mechaniker an geheimnisvollen elektrischen Drähten und verlagerten ständig die Ballastpakete und Gaskanister, um den Aufstieg zu beschleunigen. In kurzer Zeit hatten sie eine Höhe von fast fünfhundert Metern erreicht und nahmen Kurs auf Castenedolo. Begeistert wurde die Rückkehr und die Ehrenrunde des Luftschiffes vom Publikum auf dem Aerodrom beklatscht – der Beifall galt aber nicht nur dem Technikwunder, sondern auch der italienisch-französischen Freundschaftsgeste, die sich im Hissen beider Nationalflaggen zeigte. Der mitfliegende Journalist Luigi Barzani berichtete am nächsten Tag im *Corriere della Sera* von »einer unvergleichlichen Parenthese von Träumen mitten im Leben«, von »einer Zeit der Ekstase«, aus der er bei der Landung »nur ungerne erwachte«.

Mag sein, dass für Kafka und die Brüder Brod der Flug eines mit Gas getriebenen Luftschiffes im September 1909 nicht mehr unbedingt als Sensation empfunden wurde und sie deshalb den »Zodiac«-Start in Brescia bewusst nicht im Besuchsprogramm hatten. In Friedrichshafen am Bodensee war schon 1900 das erste von Ferdinand Graf von Zeppelin konstruierte Luftschiff erfolgreich aufgestiegen. 1909 galt der »Zeppelin« bereits als ein bewährtes Langstreckentransportmittel für zivile *und* militärische Einsätze. Belegt wurde dieser »Fortschritt« vor allem durch die anschauliche Vorführung im August des gleichen Jahres auf der ersten Luftfahrtmesse (ILA) in Frankfurt/Main. Hier geriet sogar das offizielle Plakat zum Werbeträger für den neuen Zeppelin. Spektakuläre Reklameflüge gab es schon Monate vorher an

verschiedenen Orten. Als das Luftschiff am 1. April 1909 auch über München auftauchte, teilte Thomas Mann dem Bruder Heinrich mit: »Heute Morgen, als ich in mein Zimmer trat, manövrierte das Zeppelinische Luftschiff gerade vor meinen Fenstern. Die Dächer schwarz von Menschen, die ganze Stadt auf den Beinen, große Begeisterung. Immerhin imposant.«

Waren also »imposante« Luftschiffmanöver im Jahre 1909 nicht an die Veranstaltung von Brescia/Montichiari gebunden, so galt das aber in jedem Fall für den großen Auftritt von Gabriele d'Annunzio. Sein Flugabenteuer vom 12. September wurde zur Legende. Als Kafka und Max Brod die entsprechenden enthusiastischen Presseberichte lasen, bedauerten beide gleichermaßen, dieses Ereignis verpasst zu haben. Doch in Wirklichkeit war dieses Ereignis nur ein literarisches. Wie Kafka und Max Brod hatte auch d'Annunzio die Luftschau vor allem deshalb besucht, um davon als Autor zu profitieren. 1910 sollte sein Roman *Forse che si, forse che no* (*Vielleicht – vielleicht auch nicht*) erscheinen, dessen zentrale Handlung sich auf die in Brescia gewonnenen Eindrücke stützt. Für seinen neuen Roman musste d'Annunzio große geistige und körperliche Kraft opfern. Von dem Gelingen hing viel ab. Der Autor befand sich damals in einer für ihn katastrophalen persönlichen Lage. Sein rauschhafter, fürstlicher Lebensstil, zahlreiche Affären und gescheiterte Liebesverhältnisse – so mit der Schauspielerin Eleonore Duse – hatten zu einer geistig-seelischen und finanziellen Zerrüttung geführt. Der Schuldenberg war erdrückend. Im Sommer 1909 musste er seine luxuriöse Villa »Caponcina« verlassen und war vorübergehend im Haus eines Freundes an der Arnomündung in der Nähe von Pisa untergekommen. »Sie haben hier meine Pferde beschlagnahmt«, klagte er. »Morgen werden sie vielleicht die überflüssigen Schuhe und Hemden mitnehmen.« Er leide nicht darun-

ter, sich »von den alten Sachen zu trennen«, sondern unter der Angst, dass »diese Sorgen« seinen Gedanken »die Kraft und Frische rauben ... und das schöne Buch nicht entstehen« könnte. Daher fasste er den genialen Entschluss, sich selbst als »fliegenden« Nationaldichter in Szene zu setzen und so in Brescia für sein Buchprojekt zu werben. Schon vor der Veranstaltung sprach d'Annunzio in verschiedenen Interviews über seinen neuen »Fliegerroman« und machte die Öffentlichkeit rechtzeitig auf das geplante Abenteuer aufmerksam. Seine Hoffnung jedoch, dass der Kanalüberquerer Louis Blériot ihn in Brescia als Co-Pilot akzeptieren würde, erfüllte sich nicht. Obwohl d'Annunzio im Bewerbungsgespräch am Hangar pathetisch seine *Ikarus*-Elegie rezitierte, zeigte Blériot sich unbeeindruckt und verwies auf unwägbare Risiken. Mehr Glück hatte er bei dem Amerikaner Glenn Curtiss, der ihn am 12. September zu einer gemeinsamen Flugrunde einlud. Ein historisches Foto dokumentiert den Start des ungleichen Fliegerpaars. Während der hochgewachsene, sportliche Glenn Curtiss am Steuer wie ein souveräner Rennfahrer aussieht, wirkt der kleine, am Gestänge Halt suchende d'Annunzio mit seiner Krawatte, der gebügelten weißen Hose und den Lackschuhen eher wie ein verzweifelter Zirkusclown. Es ging wohl auch nur um das Foto, denn der angekündigte »Flug« geriet zur PR-Luftnummer. Die Maschine hoppelte eine längere Strecke auf dem holprigen Terrain, hob den Schwanz und senkte ihn wieder, verlor dann tatsächlich unter großem Motorenlärm einige Sekunden die Bodenhaftung, vollzog in einer Höhe von höchstens zehn Metern eine halbe Drehung und hoppelte zum Hangar zurück. D'Annunzio sprang aus der Maschine und zerriss sich zu allem Überfluss noch an Draht und Gestänge seine feine Hose – aber er strahlte wie ein Held, und das Publikum applaudierte gnädig. Nach seinen Eindrücken befragt, diktierte er den Pressevertretern: »Flie-

gen ist göttlich und zugleich unbeschreiblich!« Er selbst aber wusste zwischen PR-Gag und wirklicher Flugerfahrung zu unterscheiden. Für seinen Roman benötigte er authentische Beschreibungen. Den Mut dafür besaß er. Am frühen Abend des gleichen Tages gelang es ihm, den ihn verehrenden italienischen Piloten Mario Calderara noch zu einem gemeinsamen Sonderflug zu überreden. Als die Dämmerung bereits eingebrochen war, befand sich d'Annunzio dann tatsächlich an Bord eines Wright-Doppeldeckers hoch in der Luft und umkreiste innerlich triumphierend die bereits leeren Tribünen des Aerodroms.

Natürlich hat er dieses beglückende Erlebnis auch literarisch verarbeitet. Der Leser soll in der mythischen Verbindung von Technik und Übermensch die Autobiografie des Dichters erkennen. Der Flug des Romanhelden Paolo Tarsis über alle Grenzen hinaus symbolisiert d'Annunzios große Heldentat in Leben und Werk, die für ihn zugleich auch als sexuelle Befreiung dargestellt wird. »Sexuelle Befreiung« bedeutet für den »männlichen« Übermenschen d'Annunzio aber nicht Emanzipation, sondern Gewalt und Leidenschaft. In der theatralischen Geste des Romans, den Luftraum zu erobern und Frauen zu erniedrigen, offenbaren sich bereits Elemente einer imperialen und profaschistischen Rhetorik. Der Roman verkaufte sich gut, doch Vorschuss und Einnahmen reichten bei weitem nicht, um den Forderungen der Gläubiger zu genügen. Im März 1910 musste d'Annunzio angesichts drohender Prozesse sogar nach Frankreich flüchten, zunächst nach Paris und dann nach Arcachon an die Atlantikküste. Reiche Gesellschaftsdamen, wie die russische Aristokratin Daniela de Goloubeff oder die amerikanische Malerin Romaine Brooks, unterstützten ihn. Man reichte ihn in den Salons herum, er arbeitete erfolgreich für das Theater – unter anderem zusammen mit dem Komponisten Claude Debussy –, doch die Schulden wurden auch in

Frankreich nicht geringer. Erst nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam für d'Annunzio die große Wende. Noch in Frankreich trommelte er für den Kriegseintritt des anfangs neutralen Italiens. Am 13. August 1914 erschien in der Zeitung *Figaro* seine *Ode für die lateinische Auferstehung*, in der er vehement den Schulterchluss der beiden romanischen Länder Italien und Frankreich »gegen die Barbaren« und eine Wiedereroberung der Adria propagierte.

In besonderer Weise war d'Annunzio vom Gardasee fasziniert – doch es war nicht die Landschaft und das Klima, die ihn anzogen, sondern die Bergfestungen und die Militärgeschichte – der Blutgeruch von Solferino. Er kam nicht als geladener Gast, sondern als brutaler Eindringling, dessen bombastische »città morte« das nationale Gedenken pervertieren und die natürliche Umgebung beschädigen sollten. Allein, um den kanonenbestückten Bug des Kriegsschiffes »Puglia« symbolisch im »Vittoriale« zu verankern, wurden 20 Eisenbahnwaggons mit Stahl und Beton benötigt.

Der Jäger vom Gardasee

Franz Kafka, der 1913 ein zweites Mal nach Riva reiste, kam nicht nur wegen des südlichen Flairs – auch ihn faszinierten Todessehnsüchte und Mythen der Vergangenheit. Aber er kam nicht als brachialer Kämpfer mit einem stählernen Kriegsschiff, sondern schickte einen geheimnisvollen Jenseitsboten auf einer Segelbarke:

»Eine Barke schwebte leise, als werde sie über dem Wasser getragen, in den kleinen Hafen. Ein Mann im blauen Kittel stieg ans Land und zog die Seile durch die Ringe. Zwei andere Männer in dunkeln Röcken und Silberknöpfen trugen hinter dem Bootsmann eine Bahre, auf der unter einem großen blumengemusterten, gefransten Seidentuch offen-

bar ein Mensch lag. Auf dem Kai kümmerte sich niemand um die Ankömmlinge, selbst als sie die Bahre niederstellten, um auf den Bootsführer zu warten, der noch an den Seilen arbeitete, trat niemand heran, niemand richtete eine Frage an sie, niemand sah sie genauer an.« Dann wurde er ins Gemeindehaus getragen, und Salvatore, der »Bürgermeister von Riva«, dem die Ankunft des »toten Jägers Gracchus« von einer Taube gemeldet worden war, empfing ihn feierlich und sie führten ein seltsames Gespräch. »Glauben Sie aber Herr Bürgermeister, dass ich in Riva bleiben soll?«, fragte der Jäger Gracchus. »Das kann ich noch nicht sagen«, antwortete der Bürgermeister und fragte: »Sind Sie tot?« »Ja«, sagte Gracchus, »wie Sie sehen« und erzählte seine Geschichte: »Vor vielen Jahren, es müssen aber ungemein viel Jahre sein, stürzte ich im Schwarzwald – das ist Deutschland – von einem Felsen, als ich eine Gämse verfolgte. Seitdem bin ich tot.« »Aber Sie leben doch auch«, entgegnete der Bürgermeister. »Gewissermaßen«, musste Gracchus zugestehen, »gewissermaßen lebe ich auch.« Sein Todeskahn habe das Ziel verfehlt, »eine falsche Drehung des Steuers, ein Augenblick der Unaufmerksamkeit des Führers, eine Ablenkung durch meine wunderschöne Heimat« – er wusste es nicht, »was es war«, nur dass er auf der Erde blieb und der Kahn »seither die irdischen Gewässer befährt«. »Und Sie haben keinen Teil am Jenseits?«, fragte der Bürgermeister irritiert. »Ich bin«, so Gracchus, »immer auf der großen Treppe, die hinaufführt. Auf dieser unendlich weiten Freitreppe treibe ich mich herum, bald oben, bald unten, bald rechts, bald links, immer in Bewegung. Aus dem Jäger ist ein Schmetterling geworden. Lachen Sie nicht.« Doch dem Bürgermeister fand die Situation nicht komisch und fragte eher besorgt: »Und nun gedenken Sie bei uns in Riva zu bleiben?« »Ich gedenke nicht«, erklärte Gracchus lächelnd und legte, »um den Spott gutzumachen«, seine Hand beruhigend auf das

Knie des Bürgermeisters: »Ich bin hier, mehr weiß ich nicht, mehr kann ich nicht tun. Mein Kahn ist ohne Steuer, er fährt mit dem Wind, der in den untersten Regionen des Todes bläst.«

Das Bild der steuerlosen Barke mit einem Passagier, der weder leben noch sterben kann, verweist nicht nur auf antike Mythen und christlich-jüdische Legenden, wie *Abasver*, sondern ebenso auf die Poesie der Moderne. So »segelt« auch bei Heinrich Heine eine »schwarze Barke trauervoll dahin« und transportiert einen »toten Dichter«, dessen blaue Augen »immer noch zum Himmelslicht schauen«. Und zu den verschiedenen modernen Hadesboten, die Thomas Mann in der Lagune von Venedig kreuzen lässt oder auf den *Zauberberg* schickt, gehört auch Hans Castorp, der sich an eine orientierungslose »einsame Kahnfahrt im Abendzwielicht auf einem holsteinischen See« erinnern konnte: »Um sieben Uhr war es gewesen, die Sonne war schon hinab, der annähernd volle Mond im Osten über den buschigen Ufern schon aufgegangen.« Da hatte, »während Hans Castorp sich über die stillen Wasser dahin ruderte, eine verwirrende und träumerische Konstellation geherrscht. Im Westen war heller Tag gewesen, ein glasig nüchternes, entschiedenes Tageslicht; aber wandte er den Kopf, so hatte er eine ebenso ausgemachte, höchst zauberhafte, von feuchten Nebeln durchspinnene Mondnacht geblickt.« Bevor »das sonderbare Verhältnis« sich »zugunsten der Nacht und des Mondes ausgeglichen« hatte, »waren Hans Castorps geblendete und vexierte Augen von einer Beleuchtung und Landschaft zur anderen, vom Tage in die Nacht und aus der Nacht wieder in den Tag gegangen.«

Man kann nicht einfach aus dem Leben Kafkas seine Werke erklären. Bei ihm ahmte die Literatur das Leben nicht nach, sondern entwickelte sich aus den Räumen des Unbewussten – aus Träumen und Märchen. Auch die Ge-

schichte vom *Jäger Gracchus* hat eine märchenhafte Quelle: die aus einer Sammlung der Gebrüder Grimm stammende Sage *Der Gemsjäger*. Dennoch sind in der Erzählung beziehungsweise in den verschiedenen Textfragmenten, die Max Brod aus den Tagebuchnotizen von 1913 bis 1917 rekonstruiert hat, autobiografische Bezüge unübersehbar. Schon die Namensverwandtschaft zwischen Gracchus und Kafka ist auffällig. Die lateinisch/italienische Bezeichnung für Krähe oder Dohle lautet »Graculus«/»Gracchio« und die tschechische »Kavka«. Die Beschreibung topografischer Details (der Hafen, der Rathausplatz, die Treppen, das Denkmal, der Kirchturm, die Felswand oder der Palazzo Municipio) – sowie die Ähnlichkeit des Bürgermeisters Salvatore (der »Erlöser«) mit dem Sanatoriumsdirektor Christoph von Hartungen – lassen Riva erkennen, wie Kafka es vor dem Ersten Weltkrieg für sich entdeckte.

Ursprünglich wollte er im Sommer 1913 gemeinsam mit Felice Bauer, der er soeben einen Heiratsantrag gemacht hatte, »an den Gardasee fahren«, um dort über das Problem zu sprechen, wie man Literatur und Leben zusammenbringen könnte. Doch je näher der Reisezeitpunkt heranrückte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass das Problem nicht lösbar sei. Im Juli gestand er der Freundin seine »unsinnige Angst« vor ihrer gemeinsamen Zukunft. Er habe den »Wunsch nach besinnungsloser Einsamkeit« und glaube, die nur zu finden, wenn er sich allein nach Riva ins Sanatorium begeben. Die Tatsache, dass Felices Vater auf Kafkas offizielle Brautwerbung noch nicht geantwortet hatte, nahm dieser zum Anlass, einen zweiten Brief zu entwerfen, in dem er mögliche ablehnende Gründe selbst anführte:

»Diesen Brief aber schreibe ich aus Furcht, dass Ihr Zögern oder Ihre Überlegung mehr allgemeine Gründe hat, als dass es, wie es allein notwendig wäre, von jener einzigen Stelle meines ersten Briefes ausgeht, die mich verraten könnte. Es

ist die Stelle, die von der Unerträglichkeit meines Postens handelt. Sie werden vielleicht über dies Wort hinweggehen, aber das sollen Sie nicht, Sie sollen vielmehr ganz genau danach fragen, dann müsste ich Ihnen genau und kurz Folgendes antworten. Mein Posten ist mir unerträglich, weil er meinem einzigen Verlangen und meinem einzigen Beruf, das ist die Literatur, widerspricht. Da ich nichts anderes bin als Literatur und nichts anderes sein kann und will, so kann mich mein Posten niemals zu sich reißen, wohl aber kann er mich gänzlich zerrütten. Davon bin ich nicht weit entfernt. Nervöse Zustände schlimmster Art beherrschen mich ohne auszusetzen und dieses Jahr der Sorgen und Quälereien um meine und Ihrer Tochter Zukunft hat meine Widerstandslösigkeit vollständig erwiesen. Sie könnten fragen, warum ich diesen Posten nicht aufgebe und mich – Vermögen besitze ich nicht – nicht von literarischen Arbeiten zu erhalten suche. Darauf kann ich nur die erbärmliche Antwort geben, dass ich nicht die Kraft dazu habe und, soweit ich meine Lage überblicke, eher in diesem Posten zugrundegehen, aber allerdings rasch zugrundegehen werde. Und nun stellen Sie mich Ihrer Tochter gegenüber, diesem gesunden, lustigen, natürlichen, kräftigen Mädchen. Sooft ich es ihr auch in etwa fünfhundert Briefen wiederholte und sooft sie mich mit einem allerdings nicht überzeugend begründeten ›Nein‹ beruhigte – es bleibt doch wahr, sie muss mit mir unglücklich werden, soweit ich es absehen kann. Ich bin nicht nur durch meine äußerlichen Verhältnisse, sondern noch viel mehr durch mein eigentliches Wesen ein verschlossener, schweigsamer, ungeselliger, unzufriedener Mensch ...«

Das könne er zwar für sich – so Kafkas Fazit – nicht als »ein Unglück bezeichnen«, wohl aber im Hinblick auf eine gemeinsame Zukunftsplanung mit Felice: »Eine Ehe könnte mich nicht verändern, ebenso wie mich mein Posten nicht verändern kann.«

Kafka hat diesen Brief nicht abgeschickt – aber Felice wurde über den Inhalt informiert. Um die ursprünglich mit ihr gemeinsam geplante Reise an den Gardasee abzusagen, fand er aber auch noch eine zusätzliche Motivation. Angesichts der berufsbedingten Verpflichtung, vom 9. bis 13. September an einer »Konferenz für Rettungswesen und Unfallverhütung« in Wien teilzunehmen, entschied Kafka sich aus vermeintlich pragmatischen Gründen, die Kur unmittelbar danach alleine durchzuführen. Eine solche Flucht nach Riva ins Sanatorium erschien ihm als die wohl eleganteste und einfachste Möglichkeit, das Heiratsversprechen rückgängig zu machen.

Kafka verließ Prag schon am 6. September, um auch einer Session des zu diesem Zeitpunkt ebenfalls in Wien stattfindenden »XI. Internationalen Zionistenkongress« beiwohnen zu können. Unmittelbar vor Sitzungsbeginn fand er noch Zeit, sich auf dem Pratergelände zusammen mit dem Kongressdelegierten Robert Weltsch, dessen Schwester Lise und einer weiteren Person in einer Flugzeugattrappe fotografieren zu lassen. Eine euphorische Erinnerung an Brescia oder eine enthusiastische Einstimmung auf das Motto »nächstes Jahr in Jerusalem« war das aber keineswegs. Die abgebildeten »Fluggäste« blicken allesamt missmutig drein – als ob sie schon ahnten, dass der bevorstehende Zionistenkongress ihnen keine Freude bereiten würde. Während der Sitzung am 8. September muss Lise Weltsch sich schrecklich gelangweilt haben, sie rollte kleine Papierkügelchen und warf sie in den Saal. Kafka empfand den Verlauf als »trostlos«. Im Sprachenstreit gab es keine Einigung, auch wenn der Beschluss gefasst wurde, eine Hebräische Universität zu gründen. Man habe zwar »viel Hebräisch« gesprochen, aber »ergebnislose deutsche Reden« gehalten, lautet sein Tagebuchfazit. Die anschließende viertägige »Konferenz für Rettungswesen und Unfallverhütung« erhob zwar keinen

Anspruch auf geistig-ideelle Konzentration der Teilnehmer, war aber dennoch sehr anstrengend, weil der von seinen Vorgesetzten begleitete Kafka regelmäßig teilnehmen und von Anfang bis Ende Interesse heucheln musste.

Erschöpft und innerlich leer reiste er schließlich am 14. September ohne Begleitung von Wien nach Triest, um von dort aus mit dem Dampfer über das Mittelmeer Venedig zu erreichen. Eine Seekrankheit verschlechterte seine ohnehin düstere Laune noch mehr. Von Venedig aus teilte er Felice völlig niedergeschlagen mit: »Wir müssen Abschied nehmen.« Der anschließende Aufenthalt in Verona brachte keine Besserung, und die depressive Stimmung hielt auch noch an, als Kafka am 21. September in Desenzano am Gardasee eintraf. Die Wartezeit auf das Boot nach Riva verbrachte er sitzend im Gras und versuchte, seine trüben Gedanken zu ordnen. Auf zwei Zetteln, die er einem späteren Brief an Felice beifügte, notierte er: »Mein einziges Glücksgefühl besteht darin, dass niemand weiß, wo ich bin. Wüsste ich eine Möglichkeit, das für immer fortzusetzen! Es wäre noch viel gerechter als Sterben. Ich bin in allen Winkeln meines Wesens leer und sinnlos, selbst im Gefühl meines Unglücks.«

Mit diesen selbst beschriebenen Gefühlen der Einsamkeit, Verzweiflung und Ziellosigkeit, die denen des Gracchus sehr ähnlich waren, erreichte Kafka am 22. September 1913 den Hafen von Riva. Im Sanatorium wurde er von den beiden Brüdern Erhard und Christl von Hartungen sehr freundlich empfangen, man besaß bereits Informationen über den schlechten Nervenzustand des neuen Gastes. Doch dann wirkte Kafkas äußere Erscheinung, wie Christl sich erinnerte, weit weniger depressiv, melancholisch und verzweifelt, als man das aus seiner Selbstdarstellung und den Hinweisen seiner Freunde hätte schließen müssen. In einem einführenden Therapiegespräch empfahl der neue Direktor Erhard von Hartungen nervenschonende Maß-

nahmen wie Diät, Luft- und Wasserkuren sowie Gymnastik und regelmäßiges Rudern. Kafka willigte ein, in der ersten Woche eine der direkt am See gelegenen »Lufthütten« zu beziehen, auch wenn er etwas pikiert nach Prag meldete, er »wohne« jetzt, »wenigstens solange Sonne ist, in einer elenden Bretterbude am See«, die ihm allerdings erlaube, dort »ganz allein« zu sein und sich »schamlos herum(zu)wälzen«. Dass er sich relativ wohl fühlte, ist auch den Briefen und Postkarten mit Gardaseemotiven an die Schwester Ottla zu entnehmen. So teilte er ihr zum Beispiel am 24. September mit, im Sanatorium seine Ruhe gefunden zu haben. Und vier Tage später berichtete er über einen Ausflug: »Heute war ich in Malcésine, wo Goethe das Abenteuer gehabt hat, das Du kennen würdest, wenn Du die *Italienische Reise* gelesen hättest, was Du bald tun sollst.« Welches Abenteuer meinte Kafka?

Am 13. September 1786 war Goethe mit einem kombinierten Ruder- und Segelboot auf dem Gardasee unterwegs. Man hatte früh am Morgen Torbole verlassen und segelte in Richtung Limone, als plötzlich – wie im *Tagebuch* des Dichters vermerkt – »der Wind sich völlig umkehrte, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt und wir mussten in den Hafen von Malcésine einlaufen.« So hatte der Gast aus dem Norden das Glück, gewissermaßen durch Zufall beziehungsweise durch die Launen des Windes Ora, einen der romantischsten Orte am Gardasee nicht zu verpassen. Vom Hafenbecken aus erreicht man schnell die pittoreske Altstadt mit ihren kleinen Gassen und Gewölbegängen, die unmittelbar zu Füßen des beeindruckenden Monte Baldo-Massivs liegt. Und dann blieb Goethes Blick unweigerlich, wie auch der Kafkas und der heutiger Touristen, an der malerischen Ruine der alten Skaligerburg hängen, die sich auf einem Felsvorsprung über den See und die Stadthäuser

erhebt. Die genauen Ursprünge dieser Burg (Goethe nennt sie »Schloss«) sind unklar. Sie wurde mehrfach zerstört und wieder aufgebaut. In den Besitz der Skaliger, jener mächtigen Familie Veronas, kam sie erst im Jahr 1277 und wurde zu einer Festung erweitert. Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert wechselten die Besitz- und Machtverhältnisse zwischen Mailand, Venedig, den Franzosen und Österreichern. Als Goethes Schiff (1786) von den widrigen Winden in den Hafen von Malcésine getrieben wurde, gehörten Burg und Territorium zur venezianischen Republik, die Grenze zum feindlichen Österreich verlief aber nur wenig weiter nördlich.

Der auf diese Weise glücklich-unglücklich Gestrandete begab sich spontan in einen der drei terrassenförmig angelegten »Schloss«höfe, um die Turmruine der alten Festung als Andenken für Charlotte von Stein zu zeichnen, dort geriet er in ein »gefährliches Abenteuer«, über das er die Freundin informierte: »Die Lust, Dir das Schloss zu zeichnen, das ein echter Pendant zu dem böhmischen ist, hätte mir übel bekommen können. Die Einwohner fanden es verdächtig, weil hier die Grenze ist und sich alles vor dem Kaiser fürchtet.« Eine Menschenmenge umringte ihn und nahm eine bedrohliche Haltung ein. Schließlich drängte sich ein Mann zu ihm und fragte, was er da mache. »Ich erwiderte ihm«, so Goethe, »dass ich den alten Turm abzeichne, um mir ein Andenken von Malcésine zu erhalten. Er sagte darauf, es sei nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dies in gemeiner venezianischer Sprache sagte, so dass ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiderte ich ihm, dass ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer italienischer Gelassenheit mein Blatt, zerriss es, ließ es aber auf der Puppe liegen.« Man holte den Gemeindevorsteher und jemanden, der Deutsch verstand, und so gelang es Goethe, den Spionageverdacht zu entkräften und sich als »ein braver, kunstreicher Mann aus Frankfurt« vorzustellen. Als sich dann auch die Winde

auf dem Gardasee wieder drehen, konnte er unbeschadet seine Schiffsreise nach Limone und entlang der »Riviera di Salo« fortsetzen. Hier begann jenes Sehnsuchtsland, »wo die Zitronen blühn«.

Als Kafka von seinem Malcésineausflug Ende September nach Riva zurückkehrte, war die südliche Wärme bereits einer herbstlichen Kühle gewichen, so dass er sein Sommerquartier in der Lufthütte aufgab und in das Hauptgebäude des Sanatoriums wechselte. Zwar war der Ruhesuchende bemüht, unnötige Gespräche zu vermeiden, beobachtete aber seine neue Umgebung mit wachen Augen. »Im Sanatorium rede ich allerdings nicht«, informierte er den Freund Max Brod, »bei Tisch sitze ich zwischen einem alten General (der auch nichts spricht, wenn er sich aber einmal zum Reden entschließt, sehr klug spricht, zumindest allen anderen überlegen) und einer kleinen, italienisch aussehenden Schweizerin mit dumpfer Stimme, die über ihre Nachbarschaft unglücklich ist.«

Zu dieser Nachbarschaft gehörte auch eine elegante und attraktive Russin, die Karten legte und die Zukunft anderer Gäste mit eindringlicher Stimme zu deuten wusste. Was sie nicht vorhersagte, war der dramatische Suizid des von Kafka erwähnten »alten Generals«. Am 3. Oktober 1913 erschoss sich im Hartungschens Sanatorium unter mysteriösen Umständen der 66-jährige Generalmajor a.D. Ludwig von Koch. Er hatte noch bis vor kurzem im aktiven Dienst eines österreichisch-ungarischen Husarenregiments gestanden. Der Fall ließ sich zwar nicht vertuschen, wurde aber heruntergespielt als depressive Folge einer schweren Neurosthenieerkrankung des Offiziers.

Aufschlussreicher sind die schriftlichen Erinnerungen Christl von Hartungens. Er erwähnt den mysteriösen Suizid im Sanatorium zwar auch nicht explizit, macht aber deutliche Anspielungen auf Parallelen zu der damals hochaktuel-

len Spionageaffäre um den österreichisch-ungarischen Generalstabsoffizier Alfred Redl. Der aus Lemberg stammende Oberst hatte als Generalstabschef des VII. Korps Zugang zu wichtigen Militärgeheimnissen und wurde von den Russen aufgrund seiner Homosexualität und des Drangs zu einem aristokratischen Lebensstil erpresst und zugleich bestochen. So lieferte er dem russischen Geheimdienst seit 1904 (und später auch den Engländern und Franzosen) nahezu alle seine Informationen über Mobilmachungspläne, Truppenstärken, Inspektionsberichte oder Festungspläne der k.u.k.-Armeen. Erst 1913 wurde Redl als Spion enttarnt, seine Karriere endete am 25. Mai mit einem unfreiwilligen Selbstmord. »Unfreiwillig war er«, so Christl von Hartungen, »weil zwei beauftragte Offiziere ihm die Waffe selbst in die Hand drückten und die Schwelle des Wiener Hotels erst verließen, als sie den erlösenden Schuss hörten.«

Vier Monate später fiel in Riva der tödliche Schuss aus dem Revolver des Generalmajors Ludwig von Koch. Kann man hier einen »unfreiwilligen« Selbstmord ausschließen? Die Spionagehysterie im österreichisch-italienischen Grenzgebiet war seit dem erwähnten Abenteuer Goethes nicht geringer geworden. In Wien wurde die Stimmung von der großen Sorge um die Zukunft der Doppelmonarchie beherrscht, deren Zusammenhalt nicht nur von außen, sondern auch immer mehr durch das wachsende Selbstbewusstsein nationaler Minderheiten bedroht war. Schon vor dem Attentat von Sarajewo im Juni 1914 legten verschiedene regionale Krisen nahe, dass ein bewaffneter Kampf zwischen den europäischen Großmächten im vermeintlichen Interesse nationaler Freiheitsbewegungen wahrscheinlich sei. In den militärischen Hauptquartieren der späteren Kriegsgegner waren die gegenseitigen Aufmarschpläne längst ausgearbeitet. So erscheint das Jahr 1913 weniger als letzte Phase einer harmonischen Friedensepoche, sondern

eher als Beginn aufregender Ereignisse, zu denen eben auch eine wachsende Zahl von Spionagefällen gehörte.

Schenkt man Christl von Hartungens Erinnerungen Glauben, dann gingen in der Hochsaison des Jahres und in den folgenden Vorkriegsmonaten die Spione im Rivaner Sanatorium ein und aus. Im Mai gehörte auch der stellvertretende Chef des österreichischen Generalstabs und spätere Sektionschef im Kriegsministerium, Franz Höfer von Feldsturm, zu den neugierigen Gästen, die nicht nur Erholung suchten. Er habe die fast täglichen Dampferausflüge in das Gebiet des damals noch verbündeten und befreundeten Italien als »besonders nervenberuhigend« empfunden. Und ein Hauptmann der italienischen Alpini-Gebirgsjäger aus Malcésine wollte zur gleichen Zeit »um jeden Preis ein Ostzimmer beziehen«. Er sei Frühaufsteher und liebe über alle Maßen die ersten Strahlen der Morgensonne. Interessanterweise lagen aber seinem Zimmer gegenüber am Monte Brione auch die modernen Festungswerke Rivas. Andere Gäste hätten den im Krieg bis zum General beförderten, »hochintelligenten« Offizier vor allem wegen seiner »hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Fernaufnahmen« bewundert. Auch »eine junge, mit ihrem tizianroten Haar und faszinierenden grau-grünen Augen blendende englische Schöne« zählte zu den Verdächtigen. Ihr »schweres Verhältnis mit einem der Anstaltsärzte« habe sie durchaus nicht daran gehindert, dem Offizierskorps der in Riva stationierten Garnison »bemerkenswertes Interesse« entgegenzubringen. Ihr Lieblingsbegleiter sei »ein junger Pionierleutnant« gewesen. Doch »auch die Kaiserschützen, die unstreitig die hübscheste Uniform trugen und stramme Jungen zu ihren Offizieren zählten, durften sich nicht weniger ihrer Gunst erfreuen.« Zwei Tage vor der Kriegserklärung Englands an Österreich verschwand die Schöne »ohne großes Abschiednehmen«.

Merkwürdig ist, dass Kafka nicht näher auf den Suizid seines früheren Tischnachbarn eingegangen ist, und auch sonst keine verdächtigen Verhaltensweisen von Sanatoriumsgästen registriert hat. Pazifist war er keineswegs, aber vielleicht hatte er Sorge, dass im Fall seiner öffentlichen Einmischung in geheime k.u.k.-Staatsangelegenheiten am Ende sogar seine *Gracchus*-Erzählung als Agentengeschichte missverstanden werden könnte.

So hat sich Kafka während seines Rivaaufenthalts im Herbst 1913, gewissermaßen aus Neutralitätsgründen, ausschließlich um eine »kleine Schweizerin« gekümmert, die seinen Märchengeschichten naive Zuhörerfreude entgegenbrachte. Sie dachten sich Kinderspiele aus und kommunizierten heimlich miteinander. Er klopfte an ihre Wand und lauschte ungeduldig auf ihre Antwort, die in einer unverständlichen Morsesprache erfolgte. Manchmal, wenn sie sich unbeobachtet fühlten, lehnten sie sich – ohne Verabredung – gleichzeitig aus ihren Zimmerfenstern, um im Winde flatternde gegenseitige Botschaften zu erhaschen. Und in späteren Tagebucheintragungen erinnerte Kafka sich an die Glückseligkeit gemeinsamer Ruderpartien auf dem Gardasee: »Die Süßigkeit der Trauer und der Liebe. Von ihr angelächelt zu werden im Boot. Das war das Allerschönste. Immer nur das Verlangen zu sterben und das Sich-nochhalten, das allein ist Liebe.« Die »kleine Schweizerin« gab dem Verzweifelten vorübergehend so viel Hoffnung, dass er sich »an dem Pfosten des Sanatoriums festhalten« wollte, »um nicht abreisen zu müssen.« Das waren ganz andere Gefühle, als er sie bisher aus Beziehungen mit Frauen kannte. Er hatte sich verliebt und diese Liebe war seelisch und auch körperlich erwidert worden. Wie er seinem Tagebuch anvertraute, hatte diese kurzzeitige Glückseligkeit für ihn sogar eine religiöse Dimension. Denn er »verstand zum ersten Mal ein christliches Mädchen und lebte fast ganz in seinem

Wirkungskreis.« Sein späteres Geständnis gegenüber Felice Bauer klingt etwas nüchterner:

»Ich habe mich im Sanatorium in ein Mädchen verliebt, ein Kind, etwa 18 Jahre alt, eine Schweizerin, die aber in Italien bei Genua lebt, im Blut mir also möglichst fremd, ganz unfertig, aber merkwürdig trotz Krankhaftigkeit sehr wertvoll und geradezu tief. Es hätte ein viel geringfügigeres Mädchen sein können, um sich meiner in meinem damaligen leeren, trostlosen Zustand zu bemächtigen, meinen Zettel aus Desenzano hast Du ja, er ist etwa 10 Tage vorher geschrieben. Es war mir wie ihr klar, dass wir gar nicht zueinander gehören und dass mit dem Ablauf der 10 Tage, die uns zur Verfügung standen, alles zuende sein müsste ...«

Der qualvolle Widerspruch in Kafkas Beziehung zu Felice Bauer war natürlich durch das Liebesabenteuer in Riva nicht aufgelöst. Er konnte »nicht mit ihr leben« und auch nicht »ohne sie«. Dieses Dilemma hatte in der Vergangenheit in Prag immer wieder zu Bekanntschaften mit Weinkellnerinnen und zu Bordellbesuchen geführt, eine Neigung, die nach seiner Rückkehr neuen Auftrieb erhielt. Am 13. November 1913 hielt Kafka im Tagebuch fest: »Ich gehe absichtlich durch die Gassen, wo Dirnen sind. Das Vorübergehen an ihnen reizt mich, diese ferne, aber immerhin bestehende Möglichkeit, mit einer zu gehen. Ist das Gemeinheit? Ich weiß aber nichts Besseres und das Ausführen dessen scheint mir im Grunde unschuldig und macht mir fast keine Reue.«

Felice Bauer dachte darüber verständlicherweise anders, wollte aber ihre Beziehung zu Kafka fortsetzen und bat die Freundin Grete Bloch um Vermittlung. Die plädierte »mit Gewalt« für eine Verlobung der beiden, ließ aber zu, dass Kafka auch mit ihr eine intime Korrespondenz begann. Dennoch – im Mai 1914 kam Felice aus Berlin nach Prag, suchte mit Kafka eine gemeinsame Wohnung, und am 1.

Juni 1914 wurde die offizielle Verlobung bekannt gegeben. Doch schon nach kurzer Zeit fühlte Kafka sich »gebunden wie ein Verbrecher, mit Ketten in einen Winkel gesetzt«. Am 12. Juli kam es zu einem privaten »Prozess« im Berliner Hotel »Askanischer Hof«. Die beiden Freundinnen Felice Bauer und Grete Bloch erhoben Anklage gegen Kafka und sprachen ihn schuldig. Die Verlobung wurde aufgelöst, nur wenige Tage nach dem historischen Attentat in Sarajewo. Der Entlobte genoss die wiedergewonnene »Freiheit« einige Tage an der Ostsee und kehrte nach dem österreichischen Ultimatum an Serbien nach Prag zurück. Im August musste Kafka seine Wohnung im Elternhaus aufgeben, da seine ältere Schwester nach Kriegsbeginn mit ihren beiden Kindern dort eingezogen war.

Wie stand er selbst zum Krieg? Im *Tagebuch* spricht er vom »Hass gegen die Kämpfenden«. Die »patriotischen Umzüge« seien »eine der widerlichsten Begleiterscheinungen des Krieges«. Er »stehe dabei mit einem bösen Blick.« Diese Äußerungen sind oft missverstanden worden. Es ist nicht der »böse Blick« des grundsätzlichen Kriegsgegners, sondern der Blick eines Mannes, dessen Stolz durch Ausgrenzung verletzt wurde. Die Organisatoren der Prager Mobilmachungsveranstaltungen waren an seiner Person nicht interessiert. Gern wäre auch der 31-jährige Kafka in den Krieg gegen Serben und Russen gezogen. Er hatte sich schon »Knobelbecher« gekauft und erklärt, dass er sich »in den schweren Stiefeln« wie ein »anderer Mensch« fühle. Doch sein Arbeitgeber, die »Arbeiterunfallversicherungsanstalt«, ließ ihn für »untauglich« erklären, weil er als unabkömmlich galt.

Entlobung, Kriegsausbruch, militärische Dienstuntauglichkeit und Verlassen des Elternhauses waren für Kafka aber letztendlich eine »positive« Kombination von existenziellen Ereignissen, die ihm endlich die ersehnte Schreibeinsamkeit

brachte. »Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens«, notierte er noch im Sommer 1914, »hat alles andere ins Nebensächliche gerückt und es in einer schrecklichen Weise verkümmert und hört nicht auf zu verkümmern. Nichts anderes kann mich jemals zufrieden stellen.« Und wenig später: »Ich schreibe seit ein paar Tagen, möchte es sich halten. So ganz geschützt und in die Arbeit eingekrochen, wie ich es vor zwei Jahren war, bin ich heute nicht, immerhin habe doch einen Sinn bekommen, mein regelmäßiges, leeres, irrsinniges junggesellenmäßiges Leben hat eine Rechtfertigung. Ich kann wieder ein Zwiegespräch mit mir führen und starre nicht so in vollständige Leere. Nur auf diesem Wege gibt es für mich eine Besserung.«

Im August 1914 begann Kafka mit der Niederschrift des *Prozeß*. Um die Situation der »Besserung« zu nutzen, schrieb er sehr schnell. Bis Ende September 1914 schaffte er mehrere Kapitel – und während seines Urlaubs im Oktober entstanden in elf Nächten fast einhundert Druckseiten. Bei fast allen publizierten Texten von Kafka, so auch im Fall des *Prozeß*, gibt es keine von ihm autorisierte Endfassung. Ein australischer Germanist hat die beiden von Max Brod verantworteten *Prozeß*-Ausgaben von 1925 und 1935 miteinander verglichen und herausgefunden, dass es insgesamt 1778 (!) unterschiedliche Textvarianten gibt. Und als in den neunziger Jahren die amerikanische *Prozeß*-Verfilmung in die deutschen Kinos kam, nahm die Essayistin Susan Sontag das Beispiel dieses Romans zum Anlass, Kafka als »Opfer einer Massenvergewaltigung« darzustellen. Eine »Armee von Interpreten« habe sich durch »Untersuchungen, Analysen, Kolloquien, Symposien« brutal an ihm vergangen.

Ganz offensichtlich hat Kafka versucht, im *Prozeß* sein (alb)traumhaftes inneres Leben darzustellen. Die hier erkennbaren Schuld- und Strafantanasien haben inhaltliche Berührungspunkte mit der Erzählung *In einer Strafkolonie*,

die in jenen Oktobernächten des Jahres 1914 parallel zur Arbeit am *Prozeß* entstand. Gleichzeitig begann auch die Ver- und Entlobungsgeschichte mit Felice Bauer noch einmal von vorne. Das offene Ende dieser Beziehung hatte er schon vorher prognostiziert. Das Heft fange mit Felice an, und er könne es mit diesem Anfang auch schließen. Anfang und Ende gingen ineinander über, wie Prozess und Urteil. Anfang August 1917 vermerkte Kafka einen »Bluthusten«, es war der Ausbruch seiner Lungentuberkulose, wie die ärztliche Diagnose einen Monat später feststellen sollte. Kafkas Kommentar: »Falls ich in nächster Zeit sterben oder gänzlich lebensunfähig werden sollte ... so darf ich sagen, dass ich mich selbst zerrissen habe.« Doch er gab sich noch nicht auf und versuchte, seine schrecklichen Nachtphantasien mit romantischen Traumbildern vom Gardasee zurückzudrängen. Kafka sortierte noch einmal seine *Jäger Gracchus*-Fragmente, in aufmunternder Erinnerung an die Frage des Bürgermeisters von Riva: »Aber sie leben doch auch?«